

Vorwort - Wozu ein Buch schreiben?

Viele Jahre werden vergehen, und ich werde niemals vergessen, was geschah, als ich den Auftrag bekam, die Seen in Europa zu dokumentieren. Wenig Stunden dagegen nimmt diese Lektüre in Anspruch, und deshalb verleiht es mir ein wunderbares Gefühl, endlich damit fertig zu sein, während die Seen selbst immer mein Gemüt betrüben werden. Wenn auch es in der Studie, die ich vornehmen sollte, um Schönheiten der Natur und wissenschaftliche Erkenntnisse sicherlich ging, da der in diesen Seiten niemals namentlich erwähnte Verlag auf solchen äußerst genauen Details bestand, muss ich gestehen, dass die zahlreichen Motive meiner Sehnsucht nach einer literarischen Abfertigung dieses Zeitgeschehens bei weitem niemals so auf diese anspruchsvolle Arbeit zu reduzieren sind. Die Beschäftigung mit dem Werk bestätigt mir im nachhinein, dass ich in diesen entfernten Jahren vor allem ansehnliche Menschen traf, die es verdienen, dass man von ihnen ein Portrait skizziert. Diese Portraits sollen anders ausfallen, als die Beschreibungen von Seen, damit jeder sich etwas Wahres vorstellen kann, was nicht mit der Wissenschaft zusammenhängt, sondern mit dem Zufall und der Lust an den Menschen, die sehr witzig sein können. Es waren zum Teil zufällige Begegnungen von Fachleuten, denen ich mein Anliegen erklärte, und die bereit waren, mich ein Stückchen zu begleiten. Weiterhin begab ich mich zu den Plätzen, wo ich beispielsweise Auskünfte erwerben konnte, und deren Reiz nicht nur mit dem Studium der Naturwunder zusammenhing. Es war sehr merkwürdig, an den Standorten meiner Expeditionen, Natur und Kultur mit Proben meiner Menschenkenntnis und meiner interkulturellen und sportlichen Fähigkeiten zu vermischen, so dass die Seen zeitweise wegen der Entdeckung auf fremdem Gebiet in Vergessenheit gerieten. Es geschah alles in Verbindung mit dem Einverständnis meiner Familie, die viele Strapazen hinnehmen und erleben musste. Niemals hätte ich erwartet, dass die nächsten Verwandten mir Ratschläge geben und ich wälzte auf meine Kollegen, Berater, Freunde meine Sorgen. Denn ich muss sehr viel anschauen, Material finden und mich vor Ort noch einmal vergewissern, dass die Wege wirklich zum ersehnten Zielpunkt führen. Die Zusammenstellung der Schilderungen muss natürlich neutral und objektiv sein. Dennoch passiert es, dass mir ein besonderer Ort derartig gefällt, dass ich gern dorthin auf Urlaub hinfahren möchte und alle überzeuge, es sei eine einwandfreie Reise, ohne mich zu rechtfertigen. Wenn ich jetzt nachdenken muss, warum diese Zeit mich, alles wohl erwogen, bewegte, denn ich hatte schon mehrere weniger aufregende Aufträge hinter mir, dann weil meine Fahrten nicht unbemerkt blieben. Ich mußte mich in acht nehmen, dass meine Pläne nicht durchkreuzt wären, und dass sogar Aberglaube sich nicht einmischt. Tatsächlich wurde über diese Sache schon sehr viel geschrieben, und zwar von allen Seiten, zum Zweck des Tourismus ebenso wie zum Zweck des Wanderns oder der Fotografie. Sich abblitzen zu lassen, verweigern die Seen nicht, aber wohl die Menschen, die dort am Werk sind, Holzfäller, Biologen, dort am See wohnen, zelten, Hütten bauen, angeln, Baden und picknicken Also, wozu dieses Buch schreiben? Zuerst zürnt mir die Vorstellung, ein See sei einfach ein begrenzbares Fangbecken von Wasser, das von Schilfen, oder irgendeinem Gras, angefüllt mit irgendeinem Geröll sei. Dazu käme vielleicht eine Farbe, mit der sich die Oberfläche ziere, und es käme hinzu eine Wasserbewegung dank dem Wind oder dank unzähliger Wasserfische und Libellen, mit denen er sich bevölkert. Diese Farbe, so lautet die gängige Meinung, könne blaugrün, graumeliert, rot-blau je

nach Tageszeit sein. Ich spreche gegen die Idee des Sees überhaupt, denn ein Wasserbecken ist es nicht, es ist vielmehr eine besondere und unumgängliche Tiefe. Für mich, der ich zwar als Wissenschaftler geboren, aber als Fotograf und Künstler sehr tätig bin, bedeutet Tiefe etwas Unheimliches, wodurch ich mich dem Freudschen Experiment des Unheimlichen annähere. Sowohl in die Geschichte der Region als auch in die Tradition des Volkes reicht die Bandbreite der Erfahrungen am See eines Menschen. Nehmen wir an, Sie fahren vielleicht tausendmal am Chiemsee vorbei und bleiben nicht stehen? Was ist da der verbleibende Eindruck des Sees, den Sie verpassen, und von dem Sie ohnehin nur eine leichte Ahnung bekommen haben. Sie erhalten durch schnelles Hinschauen auf den Steg zwischen zwei Baracken am Seeufer ein Bild davon und fahren weiter vorbei. Kein Halt, da die Grenze zu Österreich in Aussicht ist und Ihnen zuwinkt. Ich bin Deutscher, meine Wurzeln schlagen weit zurück in die Vergangenheit meiner Heimat, leider, gibt es dort, wo ich geboren bin, keinen See. Ich entdeckte einen See erst nach der Widervereinigung, als ich eine Studiereise nach Mecklenburg unternahm. Was heißt entdecken? Ich stampfte mit den Füßen drin, badete lang, spielte Wasserball und sammelte Gras, ich fotografierte Vögel, Störche, Enten. Ich legte einen Fund zusammen. Mir gefällt es an diese Zeit zu denken, da die wilde Gegend auch an den Geburtsort meiner Lebensgefährtin in Niederösterreich erinnert, wo es einen Naturpark gibt; dort sind die Seen gewaltig und können zu Fuß überquert werden. Nichtsdestotrotz, meine erste schlimme Erfahrung war, dass ich mit den Schwiegereltern einen schlimmen Unfall in einem Nachbarort hatte. Statt am See zu faulenzen, musste ich mich von Garage zu Garage plagen. Wir wurden abgeschleppt, die Schwiegereltern waren mürrisch und grollten mir, meine Frau blieb stur im Wagen sitzen und sagte kein Wort, sie schüttelte den Kopf und grübelte. Damals gab es keine Kinder und keinen Freund. Der See verabschiedete sich mit dem schlimmen Motorschaden. So gewann ich die Zugreisen auch lieb. Wir mussten heimfahren, nachdem wir eine Woche in der Stadt verweilt hatten. Wir wohnten bei den Schwiegereltern, statt zu zelten. Ich langweilte mich und griff zu Reiseführern der Region, ich entwickelte ein Gespür für das Authentische. Die Menschen, die vor allem, so kam mir vor, das Wasser immer wieder abtasteten, ob es kalt oder warm, trüb oder hell sei. Viele Tierarten waren mir wichtig, aber die Fotos waren nicht immer die besten, so kritisierte ich. Was gab mir Recht dazu? Ich erinnerte mich, dass ich einmal mit meinem Vater vor Jahren in der Kindheit an einem See geangelt hatte, er hatte darauf bestanden, mir seine Fischerausrüstung zu zeigen und war so stolz, mir selbst Kindheitserinnerungen zu erzählen, als er mit seinem Vater angeln ging. Das ging auf 20 Jahre zurück und das Wetter war am frühen Morgen trüb und frisch, das Wasser schimmerte, sodass man glauben könnte, kleine Fische würden den See bevölkern, es sollte Karpfen und Dorsche geben, dennoch waren ihm die Fische nicht geheuer, ja sogar eine Aversion hatte er gegen sie, er mochte sie weder am Tisch noch nirgends! So duldete er die Erzählung vom Vater und lachte insgeheim, dass er lieber nicht angeln gehen möchte. Außer es gäbe Hechte und Zander, die waren ihm am Allerliebsten wegen ihrer Farben, und weil sie viel seltener waren. Zum Angeln wäre es viel besser auf hohe See zu fahren, das könnte er sich vorstellen, das müsste spannend sein. Es war einzig und allein die Liebe zu seinem Verwandten, die ihn überzeugt hatte, dabei zu sein und das über sich ergehen zu lassen. Rund um ihn zischten die Mücken und die Libellen versuchten sich in seinen Manteltaschen zu verstecken. Schön waren sie schon mit ihren blauen Flügeln, die flatterten, als wären sie von einem winzigen Motor angetrieben, darunter befanden sich riesige Libellen, zwar ungefährlich, aber trotzdem so verlockend für das Auge, dass man die Fische vergaß. So nannte ich die Libellen Seelibellen für sehr lange, bis ich an einem anderen See wieder Libellen sah, die nannte ich Seelibellen. Sie ging es eine Weile fort und ich erreichte ungeheure Ziffern. Ich gewann keine Liebe zum Angeln, weil ich niemals auf hoher See auf einem Fischerboot gestanden habe, geschweige denn, dass ich dazu eingeladen worden wäre. Libellen sind laut und emsig, sie haben ständig mit den Tieren und Menschen zu tun und wohnen im Schilfrohr bei uns, zahm sind sie nicht natürlich, sondern sehr neugierig und willig. Später erfuhren meine Kinder von meinem Interesse für die Fauna und folgten mir manchmal auf Touren, bei denen sie lernten, auf Details der Behausung von

Tieren und Menschen zu achten. Viele Seen sind unbewohnt, bei anderen gibt es nur Restaurants, andere sind sehr bevölkert, andere werden es werden, wenn man so weiterbaut. Ich kann mich nicht widersetzen, denn ich muss alle registrieren. Der Auftrag stellt mich vor eine Aufgabe, die Jahrzehnte dauern kann. Auf wen kann ich mich verlassen? Gerade diese Frage ist interessant, denn ich sollte europäische Seen erkunden, dennoch wird mein bester Freund gerade ein Amerikaner werden. Ich begründe mein Abenteuer durch die Erfahrung am Wasser und blicke hinunter durch die Flut. Ich ersuche meinen einzigen wahren Freund zu verstehen, was das bedeutet, wenn der Wind ganz oben auf einem Kreidefelsen über dem Meer um die Ohren pfeift und alles wegfegt, dass nur noch ein Gebüsch vom Hinabstürzen schützen kann. Solche Augenblicke, die man echt erlebt, sind ein Geschenk des Himmels. Oben auf dem Felsen spürte ich die Angst vor dem Abgrund, ich sah verwundert und zitternd um mich herum das spärliche Gras und die Spaziergänger, die in aller Eile bis zum Strand hinunterliefen. Jedesmal wagte ich mich hinauf, dreist und trotzig, und der Wind schnappte mich und machte mit mir, was er wollte, bis auf die Furcht blieb ich stur und flog niemals davon. Immerhin war ich jung und unerfahren, ich würde auch niemals mehr diesen Felsen besichtigen, der in der Vergangenheit unbeaufsichtigt und menschenleer sich für Ausflüge öffnete, es war Betrug an meiner Naturliebe. Ich muss daran denken, meinem Abenteuerfreund auf der Karte diesen Punkt zu zeigen, wo der steile Kreidefelsen merkwürdigerweise noch steht, aber er ist verwittert, er konnte der Zeit nicht standhalten und wurde aufgegeben. Ich habe nicht nachgelassen zu fragen, welche Naturplätze menschenfreundlich sind und welche nicht. Genauso ist es mit den Seen. Dort oben über dem Meer habe ich eine Mütze verloren, sie flog ins Meer 150 Meter hinunter, einen Bleistift, weil ich zeichnen wollte, eine Zeitschrift, die ich lesen wollte. Ich möchte damit anfangen, wohin ich mit meiner Familie reiste, da sie erpicht war, mich vom Burnout zu schützen und deshalb zu anderen sehenswerten Plätzen mitnahm. Sie hoffte mich zu zerstreuen, wo kein Seeufer oder Seetang zu finden war und ließ mich Menschen kreuzen, die anders als ich aussahen, nicht dieselben Gedanken oder sogar dieselbe Herkunft hatten, also keine Deutschen, die Medienwissenschaft studiert hatten. Und darüber hinaus auch tiefe Kenntnisse der Wasserwelt trotzdem besitzen, wie eben Igor, dessen Mutter bereut, dass man am See sich gelegentlich zum Wild-Schwimmen erdreiste und dabei die reine Naturwelt, wie sie gewachsen sei, zerstöre. Von ihr bekam ich ein Geschenk, wodurch meine persönliche Geschichte sich überhaupt änderte.

I-

Die Steigung

Es ist üblich, wenn man sich anschickt, eine Reise anzutreten, sich Mappen anzusehen, sich Notizen zu machen, wo und wann ein Aufenthalt am besten angebracht wäre. Das Schicksal entscheidet auch, warum man dort und nicht dort rastet, wen man trifft, was man einkauft, um sich mit Souvenirs einzudecken. Manchmal schmeckt der Kaffee in der Autobahn-Raststätte eben besonders stark, sodass man ihn genießt, weil er uns aufrüttelt, in der dunklen Kaffeetasse spiegelt sich das grelle Licht der breiten Deckenlampen wider, es schimmert wie die Oberfläche eines aus der Ferne erspähten Sees. Der Marmorkuchen paßt gerade zu diesem gesamten Bild einer gemütlichen Pause, während die Lichtstrahlen die hohen Gläser durchbrechen und sich zersplittern, schließlich das reisemüde, blinzelnde Auge treffen. Jeder Reisende wähnt sich glücklich, sich nicht zu verirren, noch dazu bringt ihm die Rast im fremden Land ab und zu das Gefühl, von den anderen anerkannt, sogar respektiert zu werden, dadurch dass er es wagt, in der fremden Sprache etwas zu bestellen. Das ergibt, dass jeder gestandene Autofahrer mindestens in fünf Sprachen auf der Autobahn Speise und Getränk erwerben und damit ohne viel Ärger

weiterfahren kann. Der Wunsch, etwas Besseres zu werden, führt die Fahrgäste dazu, aus allen Situationen das Beste zu machen. Sie notieren, bekritzeln ihren Notizblock, sie geben sich als begabte Landschaftsmaler, sie bilden sich ein, ihr Sprachtalent ausprobieren zu müssen, deshalb bereiten sie sich eifrig auf ein Gespräch mit dem italienischen Tankwart, wenn es noch einen gibt, vor. Sie lassen sich auf eine Diskussion über das Wetter ein, sie labern rum, dann plaudern sie über die Sehenswürdigkeiten, als ob sie sich wegen früherer Reisen auskennen, in Wirklichkeit flüstert ihnen eine vertraute Stimme leise zu: "Höre doch mit dem Gelabber auf!". Manche geben an, andere sind blasiert, die Kinder staunen über die fremden Spielwaren, eine Frau drängt sich zur Toilette, man wundert sich über die neuen Vorrichtungen, wodurch jeder der Reihe nach mit dem Zettel in der Hand geht, dann teilweise am Ausschank sein Geld zurückbekommt. Viele süffeln am Getränk, es ist ohnedies recht spät geworden, es wird zu spät, man schaut zweifelnd auf die Uhr, sie tickt richtig: Also rafften wir uns auf und es ist entschieden: Wir schaffen es auf einmal, auf uns soll es nicht ankommen, die Reise gelingt, aber es ist nicht umsonst, dass wir gerastet haben. Wir wissen, dass wir heimfahren und dass die öde Autobahn nichts von den sieben Weltwundern verrät, über die unsere gescheiterten Köpfe, eigentlich Freunde von früher, heute noch Herzensbrüder, viel wissen, oder wenig wissen, wer kann es genau sagen. Diese Helden wollen beruhigt und getröstet, ermutigt und belustigt werden, denn ihre Aufgabe besteht darin, trotz Widrigkeiten voll des Lobes zu sein. Ritterschaft von heute trifft Ritter aus dem Mittelalter ist das Losungswort dieses Schreibens an die Nachwelt. All 'die erwähnten Personen gelten als Figuren eines persönlichen Dramas, weil der Anführer der Gedanken sich nie zufriedengeben kann. Immerfort träumt er von der rätselhaften Schönheit der Ewigkeit. Wer nimmt sich vor, die Lügengeschichten zu entwirren, die Geduldspiele zu lösen und die harte Nuß der künstlerischen Welt zu knacken? Wer hätte eine Hexe am besten retten können, ohne selbst der schwarzen Magie bezichtigt zu werden? Wie kann man einen Mord wiedergutmachen? Wie kann ein Mönch ohne Leiter auskommen, wenn er eine Leseratte ist? Warum kann ein preußisches Schloß eine geheime Liebe zu Riesen verheimlichen? Was haben Pfauen mit der Musik zu tun? Werde ich dieses lästige Buch mit Schattenbildern aus China endlich los? Diese letzte Frage beschäftigt ihn, den gebürtigen Deutschen. Am Kohleofen steht der zweifache Vater an diesem Sonntag. Er ist bereit, den Dauerbrandofen anzuwerfen, aber er findet leider die Schaufel nicht, womit man die Braunkohlebriketts von dem riesigen Stapel herunterschauft, um ihn zu betreiben, ohne den Turm zu stürzen. Eigentlich bilden die Briketts schon lange keinen ordentlichen Stapel mehr, sondern liegen kreuz und quer, weil die Einwohner manchmal in aller Eile zugreifen. Niemand beschwert sich über die Unordnung. Die Schaufel ist notwendig, sonst bekommt man schmutzige Finger. Es ist kinderleicht, den Ofen einzuheizen. Ansonsten würde er gern noch einen Beitrag zum allgemeinen Wohl aller Insassen dieses Familienhauses in der Steiermark leisten, es wäre sogar eine Abwechslung für ihn, der den ganzen Tag mit Bestellungen, Versendungen, erneutem Kartei-Anlegen verbringen muss. Aber er muss auch vergilbte Blätter der Birnenbäume vor der Haustür einsammeln und mit der funkelneuen Schubkarre wegräumen. Seit einigen Tagen hat er eingeplant, die daliegenden morschen Äste, den Reisig, diese vom starken Wind weggefedten, faulen Äpfel auf der zwei Meter breiten, sich schlängelnden Auffahrt mit dem links- und rechtsseitigen Rasen zusammenzupacken. Die Kohleschaufel findet er bald, sie liegt im Garten, jemand muss sie verlegt haben. Oder mir einen Hinweis geben wollen, dass ich es unterlassen sollte, weil etwas Dringenderes zu tun ist, sagt er zu sich. Vor ihrem sonntäglichen Spaziergang am See hat sich vielleicht meine Mutter gedacht, ihr Sohn würde es brauchen, und mit diesem Zeichen, wie es unter ihnen üblich war, angedeutet, sie würde es nach ihrer Rückkehr übernehmen. Die ältere Frau weiß tatsächlich, wie dringend

manche lästigen Büroangelegenheiten meinen Feiertag betrüben und will mir auf diese Weise zuvorkommen und einen Gefallen tun. Das klingt vernünftig. Statt vor dem Computer zu sitzen, schaufelt er trotzdem nach und nach die ökologischen Briketts in den Metalleimer, der eigens dafür immer dasteht, wenn er nicht zur Verfügung steht, kommt nämlich ein zweiter zum Einsatz. Die Hausnachbarn haben vorgesorgt, dass niemals einer fehlen soll, sie sind sehr vorsorglich und denken richtig, denn es sind mehrere Hausparteien, die im Winter nicht frieren wollen. Voriges Jahr haben wir hier bis minus 17 gespürt, dieses Jahr wird uns der gleiche Frost befallen, murmelt er für sich. Nach der Gartenarbeit besteigt er die längere Auffahrt zurück zum Eingang der dreistöckigen Vorstadtvilla, die sich in ein paar Stunden wieder mit dem üblichen Lärm anfüllen wird, da der Rest der Hausbewohner eben in drei Stunden etwa nach ihrem Mittagessen im Gasthaus am See heimfahren wird. Niemand außer ihm, überlegt er ohne falsche Bescheidenheit, kennt sich in der Seegegend derartig gut aus wie er. Aus der ganzen Welt verlangt man Auskünfte über seine neue Heimat bei ihm, man verlangt nach Karten, Berichten, Fotobüchern oder Atlanten, um Forschungen, Vorträge oder Touren am besten vorzubereiten. Es ergibt sich die Tatsache, dass er heute einen Auftrag erfüllen muss, von dem ihn nichts, ganz und gar nichts, ablenken kann, dieses Pensum löst eine Welle der Hektik bei ihm aus, seine Auftraggeber haben das Durcheinander losgetreten. Er schwelgt in Erinnerungen an gemächliche Touren, wenn nichts dringend ist und er sich die Gegend, zum Beispiel Seen, ansieht. Die Gedanken schweifen umher, sodass er sich vom Ziel entfernt, doch gibt es nichts Gemütlicheres. Weg von Schildern, Lehrpfaden und Ratgebern, keine Reiseführer oder Museumsführer, deren Erläuterungen er nicht verfolgen kann, weil sie unpersönlich sind und den ewig geübten Text herunterraspeln, so gefällt ihm die Kultur. Auch die Natur will er entweihen, wie einen geheimnisvollen Ort, in den jeder unbefangen, unvoreingenommen eintritt. Was ihn betrifft, kann er nicht umhin, die smaragdgrüne Wasseroberfläche, die hohen Tannen, die von der Verschmutzung bedroht sind, immer wieder zu bewundern, dennoch ist es ihm heute nicht danach zumute. Es liegt ihm etwas bevor, die deutschen Seen an der Grenze liebäugeln so sehr mit ihm. Er darf sich nicht darauf einlassen, die Bestellung der Mediathek aus Deutschland zu vernachlässigen, die Fachpresse hält viel von präzisen und farbtreuen Reproduktionen der Seelandschaft, um die sich die neuen Gäste aus Osteuropa heutzutage reißen. Hansjürgen ist vor seinem Bildschirm nicht mehr träumerisch, Bilder von früheren Ausflügen fallen ihm blitzartig ein, sodass er den Kopf schüttelt. Warum muss er gerade jetzt an diesem gemütlichen Sonntag, gut zu Hause behütet, sich vorkommen, als würde er von einer hohen Klippe in einen See in Tschechien springen? Der große Auftrag für den deutschen Verlag bereitet ihm Sorgen, wie ein Felsensprung mutet er an, er fröstelt, macht sich über sich selbst lustig, warum kriegte er Kummer und Alpträume davon? Humor ist seine Schwäche...Die ganze Zeit denkt er an die Fluchthäuser auf den Gipfeln der Bergmassive, in denen er sich aufhielt, von denen aus man in die Tiefe schaut wie vom Großglockner runter. Da oben auf dem "Großen Amerika" bei Prag wurde kein Berghaus errichtet, sondern irgendwo auf den Flanken Kalk abgebaut, ein Sprung in den blautürkisen See ist nicht erlaubt. Das Badeverbot zwingt die Wanderer dazu, den Pfad zu begehen und sie staunen vor dem Steinbruch, ohne vor dem gefährlichen Klettern Angst zu bekommen, sie rasten, bevor sie zur Burg Karsten gelangen. Doch Die Auffahrt dorthin rührt von einem wagemutigen Unterfangen her, wenn man sich nicht genug erholt hat. Nicht nur die Gedanken an die Sagen, die dort herrschen, verlangsamten den Aufmarsch, sondern die Laute-Musik wird auf dem stark geneigten, mit Mauerzacken befestigten Burgweg zum Ohrwurm. Er stöbert in seinen Erinnerungen und scheint Fiktion mit Wirklichkeit zu verwechseln, er forscht nach, ob er je dort auf dem Esel weg der Burg Karlštejn gewesen ist, oder ob die Sache noch geritzter ist. Die

Fantasie spielt mir übel mit, tröstet er sich und mit einem Ruck holt er die Mappe vom Regal, in der sich die fertigen Wegbeschreibungen zu den deutschen Seen befinden. Ein paar Jahre ist es her, dass die Familie Prag besichtigt hat. Es war ein Reiseziel, das sie zusammen ausgesucht hatten. Der Anlaß war eine spannende Fernsehserie über die alten Sagen Europas gewesen, in der die Schicksale berühmter, manchmal grausamer Baroninnen, Gräfinnen, Maitressen und Schloßherrn innen dokumentiert wurden. Vor dem Fernseher mit dem flachen Bildschirm, dass sie als junges Paar zu Weihnachten von den Schwiegereltern geschenkt bekommen hatten, hatten sie sich bequem gemacht, sie naschten an Zuckerwerk und die Kinder schreckten sich vor den Greueln der Hexen und Zauberer. Es saßen da die Eheleute, Anja und Hansjürgen und Anja in legerer Abendkleidung und ihre Beiden Söhne, damals noch jung und schreckhaft. Am Abend zuvor waren sie bis spät in die Nacht hinein unterwegs gewesen, sie waren bis zu einer Anhöhe mit Bekannten gefahren, wo sich die Nachbarschaft angesammelt hatte, um Kometen zu sehen. Der Abend hatte sich zu einer gigantischen Feier entwickelt, wo jeder sich etwa still wünschte und dann die anderen befragte, manche hatten sich mit Fotoausrüstung versehen, um vom glitzernden Schauspiel nichts zu versäumen. Was sich der Vater gedacht hatte, bestand einfach in der Hoffnung auf eine friedliche Heimkehr. Später bereute er es, sich so wenig bemüht zu haben, während so viele dünne Strahlen auf die Erde heruntersausten. Die Fahrt nach Hause erwies sich tatsächlich als belanglos und es passierte nichts. Trotz der Warntafel ging kein Reh, keine Kröte, kein Hund oder einsame Katze über die Straße. In der Nacht träumte er von dem Gas ausschweifenden Koma, an der Sonne vorbeizischend. Am nächsten Abend ruhten sich alle nach dem Arbeitstag aus und schalteten das ersehnte Fernsehprogramm ein. Hansjürgen, der seit einiger Zeit zu Hause immer öfter vermißt wurde, fühlte die warme Atmosphäre rund um sich, eine Fliege und eine Spinne krabbelten in einer Fensterecke, vom Fenster aus sah man in den Garten mit den Apfelbäumen hinaus, deren Ernte immer derartig anstrengend war. Er aß gerade schwarze Oliven, sie schmeckten säuerlich, sie benetzten sein Hemd beim Tröpfeln. Sein Sohn reichte einen Teller herum, er kam an seiner Nase vorbei und roch salzig. Es war im Verhältnis zur Fabel, die eher unbehaglich anmutete, eine Sensation für den Gaumen. Nun war die Reise vorbei und sie fuhren zurück. Auf dem Rückweg schwärmten alle Insassen im Auto von den breiten Anlagen des Handschins und reichten ihre Souvenirs um die Runde. Der Urlaub sollte nie enden, Hansjürgen sieht im Rückspiegel die entspannten Gesichter, ihre funkelnden Augen, die krausen und blonden Haare, er gibt heute sich zufrieden. In der Zwischenzeit kommt es immer häufiger vor, dass er vergnügt ist, gewöhnlich ist er nicht vom mißmutigen Schlag, ganz im Gegenteil. Er und Anja widmen sich gern der stillen Betrachtung von Kunstbildern, die ihre Stimmung widerspiegeln, schon als Kind konnte er sich stundenlang bei einer Aufgabe konzentrieren, er saß am See und stach mit einer Rute ins Gras oder er sammelte Steine in allen Farben. Er fand Opale am Meer und Kristalle im hohen Gebirge in den Grotten. Die Bergkristalle zieht er heute allen anderen aufgrund der Erzählung von Adalbert Stifter vor. Einer steht auf einem Sockel, er stammt von weit her, daran hängen viele Empfindungen des glücklichen, aber bangenden Wanderers, dessen Schritte ihn in die Irre führen können. Er mag sich nicht verirren und erlebt das Abenteuer der Geschwister in der Steinhöhle mit. Die beiden verfeindeten Dörfer kommen sich durch das Unglück näher, schon immer mag er solche Situationen, wo die Welt sich unverhofft versöhnt, zwischen Berg und Tal liegen oft derartige Unterschiede in der Mentalität, für die er sich interessiert, denn sie geben ihm die Sicherheit, dass es ihm niemals langweilig werden wird. Seine Charakterstärke führt ihn zu keinem Streit mit Andersdenkenden, oder Anderswohnenden und Anderswandernden. Sein Gewissen plagt ihn, sich gezankt zu haben, wenn es sich um eine Lappalie geht. Er wird geizig, wenn Zeitverschwendung ihm droht.

Vielleicht handelt er aus Überheblichkeit, wie man es bei einem eingewanderten Deutschen vermutet, der sich unter Österreichern durchsetzen muss, man bezichtigt ihn der Anpassungsschwierigkeit unter Bergleuten, es liegt eher an seiner grundsätzlichen Gemütlichkeit, bei der niemand es mit ihm aufnehmen kann. So wie heute zum Beispiel ergibt sich für alle, dass sie die Reise fortsetzen, damit die ahnungslose Ruhe des Vortags vor dem Schulbeginn auf ihn einwirkt. Um sie etwas zu verlängern, meldet der beschäftigte Vater, beschließen wir in der Steiermark weiter, statt direkt nach Hause, zu fahren. Unser Ziel ist eine andere alte Burg. Ein kurzer Blick auf die Riegersburg macht uns trotzdem, die wir aus Prag anreisen, daran denken, dass der herbstliche Ausflug bald zu Ende sein wird. Im Wagen hat er vorgeschwärmt, wie der hohe Turm der Liesl uns verzaubern würde, denn wir kennen ihn aus der fabelhaften Geschichte. Im Unterschied zur hügeligen, grünen und blühenden Landschaft wird die Auffahrt der sogenannten Gallierin tatsächlich noch steiler. Jetzt wirkt der graue Kogel, auf dessen Flanken der schräge dünne Weg sich rund herum schlängelt wie bei einem Abziehbild, das man entlang der gestrichelten Linie faltet. Der schmale Pfad läuft um die Burg wie ein festgeschnallter Senkel, eine holprige Bahn. Sie durchzieht die steinerne Wand, als wäre sie mit Speck durchgezogen, ein Riß für das Auge oder betrachtet man das Ganze von der Annäherung, sieht es aus wie ein gewagtes, filigranes Konstrukt auf dem über 400 Meter hohen Basaltsockel. Die zerklüfteten Blöcke singen ein Lied von Pluto, dessen Gebläse über die bröckelnden Massen pfeift, aus den kristallklaren Rissen zischend bringt es unsere Sinne zum Erstarren. Genauso so fällt uns die breite Felswand auf, auf deren Gipfel die Gallierin sich womöglich an ihre vor langer Zeit verstorbene Ahnenfrau erinnerte, eine verschriene Hexe, deren Ruf in aller Ewigkeit durch den unteren Stollen, bis zu den rechteckigen Basaltsäulen nachhallt. Mit einer ausladenden Geste über das ganze Steirer Hügelland, über die umliegenden bewaldeten Hügel, mag sie einen Mahnruf an ihre Landsleute gerichtet haben, an die Leute, die ganz im Dienst der Wahrheit beim Prozessieren waren. Vergebens ist man versucht, den glänzenden Olivin oder den funkelnden Opal zu sammeln, auch die Flechten und Farne bleiben unerreichbar weit über das Gestein verstreut. Die Furcht vor den geschichtsträchtigen mittelalterlichen Bauten wird uns auch nicht genommen, so sehr wir diese Pracht fühlen, es ist ein gewaltiges Echo aus vielen Generationen, die noch keinen Lift hinauf benutzen konnten. Der blitzblanke Aufzug führt in einer geraden Linie schnurstracks zu den durchbrochenen Gesimsen, zu einer Talstation, wo sich die beunruhigten Besucher seufzend treffen, um im Gänsemarsch durch die schmale Tür durchzugehen. Der Stahl kracht im Wind, so scheint es uns, im Tuff staubt das wuchernde Moos, es wirbelt, es sind Insekten oder Schmetterlinge, Meisen singen. Unten leuchten die Weingärten, während nach dem Ticketkauf die gezierten Räume ihre vielfältigen Schätze auf glänzend weißgetünchten Wänden preisgeben, wenn auch die stehenden oder sitzenden kostümierten Puppen plötzlich einen schalen Blick auf die Gäste werfen. Wir schreiten bis zu den Jagdsammlungen weiter und werden vom Licht geblendet, das Schwarzauge der ausgestopften Wildtiere prangen als geschätzte Trophäen des Museums zum Zeichen, dass immer schon ein beliebtes Jagdrevier die fürstliche Gesellschaft zu lässigen Landpartien einlud, während derer Musikanten und Tänzer in Ringelreihen die versammelten Gäste ergötzen. Vorbei am mit schwarzem Samt gehängten Himmelbett schlendernd, halten wir uns weiter weg von der kostbaren Kutsche und werden in Anbetracht der riesigen Höhe, wo die Schätze der Familie Liechtenstein zur Schau gestellt werden, immer nachsinniger. Es wurde im touristischen Führer versprochen, dass die Archive noch ihre Geheimnisse offenlegen würden, jeder sieht sich also gespannt um, ob er bald vergilbte Manuskripte zu sehen bekommt. Inmitten sieht man tief in der Arbeit und in den alten Folien versunkene Schreiber sitzen, ihre Finger reiben sich wahrlich an

giftigen Stechäpfeln, während die Bogen nach Zwiebel, Knoblauch, Schwarzer Tollkirsche und Bilsenkraut duften, dazu unzähligen Ingredienzen, zusammen gemischt und umgerührt strömen die Kräuter bis heute in den Hexengärten ihren törchten Duft aus, der unsere Nase kitzelt. Diese Aufregung steigert sich beim Ansehen der festlich aufgerichteten Tafel, auf der getreu ein feines, im originalen Geschirr serviertes Gelage dargelegt wird, sodass manche Besucher staunen, ob da ein Hexenzauber obliegt. Es sind derer viele, auf die die Ausstattung einwirkt wie fahle Staffage, daran finden die Ungebärdigen keinen Spaß mehr, sondern werden das unangenehme Gefühl nicht los., bis sie zur ersehnten Weinverkostung gelangen. Weiter unten stehen sie also da, mit angestrenzter Miene, in der Weinschenke, süffeln nach einer Weile doch aufgeheitert am Bukett des fruchtigen Junkers, völlig hingerissen und traumverloren lassen sie sich nun den genußvollen Jungen Wein vom leicht betulichen Sommelier in die Weingläser einschenken, wählerisch nippend am hell rosa oder platingelben, kupferroten und purpurnen Getränk. Obwohl sie den adstringierenden Geschmack des bekanntlich pelzigen Weins scheinbar genießen, so gärt es plötzlich, wenn einer den Alkoholgehalt gewahr wird. So soll die Familie sich zur Rückfahrt fertig machen. Wie sehr hängen noch in der Erinnerung die hoch aufgestellten Felsblöcke der Burg, die sich einrenken und einordnen, um darauf, wie aufgestülpt, die Anlage der Burg mit dem Wachturm auszutragen. Die Terrasse sollte sie noch öfter aufnehmen, denken sie, schnuppernd ein letztes Mal am eindringlichen Geruch der Lebermoose, deren Vorkommen auf den anstehenden Tuffwänden Linne zu seinen Studien veranlaßte, weswegen wir uns des Extrakts in Likören erfreuen.

Wenn er genug Zeit hat, wird er sich heute noch die Bilder von den Büffeln ansehen, die nicht gelungen waren, weil es so trüb war. Auch diese gewaltigen Tiere flossen ihm heute nach ein paar Jahren ein gemischtes Gefühl ein. Es ist, als müsste er Gespenstern nachjagen, denkt Hansjürgen belustigt. Und er steht in Gedanken vor der verwandelten Landschaft, wenn man zum Schloß Herberstein gelangt, dessen Berühmtheit größtenteils auf den beschaulichen, lieblichen Rosengärten beruht. Wie zierlich die aufgeblühten Büsche in allen Farben aufgepflanzt wurden, bedingt den ersten Eindruck Hansjürgens, als Liebhaber der hiesigen Flora, der sich anschickt, das Areal zu besichtigen. Dass es nicht dabei bleibt, sondern sich auf den wilden Tierpark erstreckt, musste er ja nicht einmal ahnen. Denn Rosen, Düfte, Parfums und Liköre gehören vornehmlich zu seinen Reisezielen, deren Vielfalt überraschend ist. Er erwartet betörende Wirkungen, Augenweiden und betäubenden Rausch, erdreiste sich zu einer Geste des Pflückens, hält inne, in der ekstatischen umwerfenden Einbildung, selbst eine Libelle zu sein, die zu diesen Naturwesen gehören, die über die Blüten schwirren. Ritterlich behangen ragen die Laubenstöcke zu allen Seiten der schrägen Schloßmauern auf dem Keil. Betrachtet man ihn auf älteren Kartographien, entstehen geometrische Formen eines Würfelspiels mit einem langgezogenen Hof in der Mitte, umrandet von allmählich errichteten Zubauten, vor allem geschützt durch den tiefen Graben und den Burgfried. Dem Ritter aus der Gegenwart drängt sich die Vorstellung auf, dass jede Seitenmauer von Rosenstöcken bewachsen wäre, worauf Eidechsen gemächlich klettern, deren Bevölkerung im Bergfried bereits vor 800 Jahren eine Besonderheit darstellte. Folgte man ihnen, so würde man zum Gipfel gelangen, von dort würde man erspähen, ob die Verwandten in ritterlicher Rüstung auf kostbar und prunkvoll geharnischten Pferden herübereilen, um vor gesammeltem Hof ihre Gaben aus dem Orient zu entladen und später im ganz hingerissenen Familienkreis von Soliman dem Prächtigen, den Ritterturnieren,

der berausenden Pflanzenwelt mit dem Duft von Mohn, Moschus, schwarzen Mangroven, Lilien und Orchideen zu erzählen, und überhaupt von den Madame Hardy, Leda, Jacques Cartier zu schwärmen, dank derer die Rosengärten, geschmückt mit den von steirischen Rosenzüchtern auf Stock gesetzten Falstaff-Kletterrosen, bald prächtiger denn je aussehen sollen. Gotisch mutet ein Teil des Schlosses an, wahrlich, aus dem XIV. Jahrhundert stammend richtet sich die Katharinnen Kapelle auf, ein Juwel unter den mittelalterlichen Trakten und Höfen, wovon einer im XVI. Jahrhundert von florentinischen Künstlern eingerichtet wurde. Nicht nur englische, sondern auch italienische Einflüsse lassen sich in diesem fürstlichen Areal spüren und leiten unsere Schritte in den Rittersaal, wo die Ölportrait der Familie Herberstein, von Beständigkeit seit 1690 im Aufbauen einer langjährigen Tradition der Gartenkunst zeugend, überall hängen. Für den neugierigen Besucher, dessen Stunden hier gezählt sind, bevor er die außenliegenden Anlagen entdeckt, breiten sich gezierte Holztüren und Wandtafeln auf, beeindruckt von dem Reichtum schaut er unverhohlen in den rechteckigen vom Säulengang aus der Renaissance umzäunten Innenhof hinunter, dessen Anblick an ein Kloster erinnert, so wieder in sich gekehrt, schließt er sich in diesem stillen, gerade menschenleeren Traumort ein. Jemand mahnt plötzlich, hastig zu gehen, damit der Tierpark sich noch vor dem Abend ausgeht und seine Tore nicht schließt. So heißt es wieder die Mission für die Nachkommenschaft zu erfüllen, um sie später zu erbauen, es bedeutet, sich in die Landschaft zu versenken, um sie nachzuspüren. Leider ist der Dunst des Nebels auf einmal dicker geworden, es weht ein eisiger Wind, es war schon zu erwarten, dass das Wetter ein Schnippchen schlägt. Fröstelnd zischt der eingeschüchterte Ritterfreund an den Bisons vorbei, ohne Ahnung, dass sie ihm sicher nicht vor dem Kopf zu stoßen versuchen, nicht bei den Hörnern nehmen wollen, weil sie doch nur wegen des Zauns mit ihrer übermächtigen Kraft protzen. Trotzdem hegt mancher den fantasievollen Gedanken, er würde im Wilden Westen jagen, ihnen den letzten Stoß verpassen, dennoch rappt sich der mutige Vater auf, denn die tonnenschwere Wucht schaut nur mal verächtlich auf die zierlichere Gestalt, die sich für ihre aufgeregten, manchmal schlotternden Kinder zum Indianer Winnetou gibt. Doch es gehört sich weder bei der Witterung noch bei dem erhabenen Anblick der gefährdeten Art in Anwesenheit der Büffel den Kasper zu machen, zumal die Tundra Wölfe noch vorkommen werden, die bekanntlich bei Vollmond gern im Rudel heulen. Die Nacht naht heran, deshalb schauen sich alle Besucher entgeistert an, ob sie sich nicht getäuscht hätten und hätten geglaubt, dass man sich in ein paar Stunden Flora und Fauna hinter Gehege betrachten kann. Die Zeit wird knapp vor der völligen Dunkelheit, doch hört man bald ein Meckern von Zwergziegen, das Blöken von Puszta-Rindern aus der Weite und man zögert nicht weiter, geht trotzdem hin und staunt. Statt des Grünen webt sich die wilde Landschaft jetzt in den grauen Schleier des Spätherbstes ein, es sind keine Vogelgesänge so leicht wahrzunehmen, kein Schlagen, kein Singen, kein Rufen, erst erschallt immerhin ein Schreien von Schleiereulen durch das Geäst. Unsere ritterliche Kompanie sehnt sich aber nun nach einem gemütlichen Beisammensein, ohne dass flatternder Vogelschwarm, insistierendes Gewieher oder brüllende Löwen sich in ihrem Ohr einnisten. Sie hat es satt, durch den Schlamm zu trampeln, dessen Feuchtigkeit und Schmutzpartikeln sich an allen möglichen Stellen durch die kessen Outdoor-Kleider einsickern. Es trifft sich gut, dass kein Tiergeschwader mehr sie daran hindert, sich auf den Heimweg zu begeben, denn es fällt den Gästen dieses breit angelegten Parks ein, dass sie am Vormittag die Themengärten gern hätten besichtigen wollen, um ihre Seele baumeln zu lassen. Die mit Farben assoziierten Pavillons hätten bestimmt einen friedvolleren Einfluß auf ihr strapaziertes Gemüt eingeübt als diese unvollendete Anschauung der im Nebelschwaden fröstelnden und versteckten

Tierwesen. Sie schwören ihren nächsten Aufenthalt besser einzuplanen und schwärmen in Gedanken von blauer Treue und vom Paradies im schneefreien Monat Mai.

Bergauf, bergab gehen die Gedanken mit ihm. Mit dem Ziel, sich aufzupäppeln, hat der einsame Vater an diesem Sonntag im Jahr 2002 Lust zu mehr Aufwand, und während er die Blätter seines Auftrags einordnet, türmen sich vor seinem Geist die Geschenke, die er von Unbekannten in Form von alten Gravuren, Druckschriften, Holzschnitten, Spielwaren, Schmökern und Zinnsoldaten bekommen hat. Damals sah er Mönche in Kutten vorbeiziehen. Waren es echte Gestalten oder Visionen? Wie war der Weg zum Stift? Von vielen Lichtern des leuchtenden Hochstiftes angezogen, wandert Hansjürgen als fröhlicher Ritter zum Gipfel hinauf und erdenkt sich die Welt von Neuem, weil er weiß, was ihn erwartet. Seinen Wintermantel trägt er heute einer Mönchskleidung gleich, bückt sich nach vorn, um auf dem Boden gelbliche bis hellbraune Kastanien anzusehen und frohlockt insgeheim über den Fund, weil er selbst die ersten Kastanien in der Umgebung des Familienhauses gesammelt hat, ohne jemandem ein Wort darüber zu sagen. Kastanien verleihen ihm eben ein wunderbares heimeliges Gefühl, er fühlt sich als Kind, wenn seine Freunde ihm manchmal anstößige Geschichten auf dem Spaziergang erzählten, während er ihnen entwich und Kastanien auffas. Hansjürgen ist großgewachsen und seine Haare sind fast so hell wie eine innere Kastanienhülle, wenn sie außen hellbraun ist und aufplatzt. Die kleinen Stacheln der Hülle finden sich in seinem Bart wieder. Wie oft wurde ihm nämlich von der unschätzbaren Vielfalt der Natur in dieser Region erzählt, kann er wirklich nicht genau sagen, dennoch erinnert er sich jetzt genau an einen Mönch, den er in der Großstadt traf und der ihm in Geheimnisse des Wanderers einweichte. So sprach diese unverhoffte Bekanntschaft geheimnisvoll mit ihm über die fachmännischen Ausdrücke, deren die geistlichen Brüder sich bedienen, um die heilsamen Getränke, Steine und allesamt Mineralien dort zu benennen. Denn weit mehr als die Bibliothek, in der sie sich versammelten, um die Manuskripte und Werke zu studieren, so seien es die wundersamen Kräfte des Wassers, des Gesteins, der Stiftsmauern, der alten Kutten und Schuhe aus Rohleder, die den Gast begeisterten. Die Stimmung unter ihnen sei ja schon viel wert, betonte er damals bei dem gemütlichen Zusammentreffen, sodass man niemals wegziehen möchte, eigentlich fürchte er sich beinahe, in der Öffentlichkeit ein Wort zu viel darüber her auszuplappern, so sehr kostbar, weltfremd und gigantisch die Erfahrung inmitten der hohen, von Prachtexemplaren der Weltliteratur angefüllten Regale der barocken Stiftbibliothek Admont auf jeden Fall sei. Ganz mit Gold verziert würden die Bücherwände unter dem gewölbten Deckenfresko durch die gehobelten Holzschnitte, zierlichen bunten Ornamente zugleich heimelig und feierlich wirken, so der belesene Freund, dessen Begeisterung sich, wie schon erwähnt, in Grenzen hielt, wenn er wusste, dass ein Fremder seine Heimat besichtigen wollte. Es ist bis heute für alle Menschen besonders anstrengend, sich die teilweise vergilbten schweren Schmöcker und kostbaren Exemplare des Mönchsskriptums herunterzuholen, man träumt schon beim Eintritt von der speziell angefertigten Leiter, deren Räder hin und her auf der Schiene dahin rutschen, doch der kindliche Traum bleibt unerfüllt. Nur gewöhnliche weiße stehen vor den 10 unregelmäßigen Regalen, auf denen eng beieinander die in meistens Leder eingebundenen Schriften in den Farben Weiß, Blau, Golden, Schwarz zum Greifen nah stehen. Sie ziehen das Auge so sehr in ihren Bann, dass man von solchem Glanz beinahe blind werden könnte, man findet an dem Rokoko-Fresko einen wonnigen Halt, denn es schwirrt dem Kopf vor lauter senkrecht, oder leicht schrägt anstehendem Wissen in glanzlosen Farben. Es kann einem sogar schwindlig werden, sodass man sich dankbar erweist, dass schließlich keine Schienen angebracht wurden. Ein Sturz wäre schon auf die Kacheln eine Blamage und man könnte sich umsonst